

MIA JAMES
Ravenwood. Gefangene der Dämmerung



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als sie nach den Weihnachtsferien zurück in die Schule muss, hat April die Ereignisse des letzten Schuljahres noch nicht wirklich überwunden. Rein körperlich hat sie sich zwar von ihrer Begegnung mit dem Vampir Marcus erholt, der sie zur Strecke bringen wollte und dem sie nur knapp entkam. Doch emotional hat sie noch schwer zu kämpfen: mit dem Tod ihres Vaters, mit dem Wissen, dass ihre Elite-Schule Ravenwood fest in der Hand von Vampiren ist, und mit ihrem eigenen Schicksal. Denn als Furie ist sie dazu bestimmt, gegen ebenjene Vampire zu kämpfen. Nur sie ist in der Lage, diese übermächtigen Wesen zu besiegen: Schon ein einziger Tropfen von Aprils Blut genügt, um ihre eigentlich unsterblichen Feinde mit einer tödlichen Krankheit zu infizieren. Eine Tatsache, die sie streng geheim halten muss, denn wenn die Vampire davon erfahren, ist ihr Leben verwirkt.

Doch ihre Fähigkeit wird zum Fluch: Auch Gabriel, ein Vampir, der sich gegen die teuflischen Pläne seiner Rasse gewandt und in den April sich unsterblich verliebt hat, ist infiziert. Er opferte sich selbst, um durch seinen Biss die von Marcus schwer verletzte April zu retten. Jetzt sucht April fieberhaft nach einem Mittel, Gabriel zu heilen. Als sie erfährt, dass in dem verschollenen Buch »Liber Albus« ein Heilmittel zu finden sein soll, macht sie sich auf die Suche danach. Doch selbst als sie an einem unerwarteten Ort fündig wird und Gabriel zu helfen vermag, ist dies nur der Anfang für eine neue Prüfung Aprils. Denn Gabriel verändert sich, scheint sie zu verraten. Und in ihrer Verzweiflung lässt sich April auf ein gefährliches Spiel mit der dunklen Seite ein . . .

Autorin

Mia James ist in London geboren und aufgewachsen. Wenn sie dort nicht gerade nach Vampiren jagt, Friedhöfe besucht oder durch Covent Garden streift (natürlich nur zu Recherchezwecken, nicht etwa zum Shoppen), sitzt sie schreibend an ihrem alten viktorianischen Schreibtisch, von dem sie den Eindruck hat, dass es dort spuken könnte. Mit der »Ravenwood«-Trilogie gibt sie ihr Debüt als Romanautorin.

Von Mia James ist im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Die Schule der Nacht. Ravenwood 1. Roman

Mia James

Ravenwood

Band 2

Gefangene
der Dämmerung

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Darkness Falls« bei Gollancz,
an imprint of the Orion Publishing Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2013

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Mia James
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: GettyImages/Dario Mitidieri

Redaktion: Carola Henke

Th · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47842-2

www.goldmann-verlag.de

Für Margaret und Ray

Prolog

WHITECHAPEL, 1888



Er verfolgte sie. Er hielt sich in den Schatten, huschte von Hauseingang zu Hauseingang, blieb dem Mädchen auf den Fersen, verlor sie keine Sekunde lang aus den Augen, stets ihre Witterung in der Nase. Er beschleunigte seine Schritte. Nun war er praktisch direkt hinter ihr. Sie schwankte leicht, stolperte hier und da, doch er folgte ihr Schritt für Schritt, glitt wie ein Wiesel über das Pflaster, sorgsam darauf bedacht, in keine Pfützen zu treten. Er wollte keine Spuren hinterlassen. Der dichte Nebel war sein Komplize, hüllte ihn ein, machte ihn fast vollständig unsichtbar. Und so war er sicher, absolut sicher.

Er wandte den Kopf, als ihm ein Geruch in die Nase stieg. Das Aroma von gebratenem Fleisch, das aus einem offenen Fenster herüberwehte. Du lieber Himmel, er hatte solchen Hunger! Aber es würde nicht mehr lange dauern. Bald würde er ihre Haut berühren, würden sich seine Hände um ihre Kehle legen.

Lärm und Gejohle drangen an seine Ohren, als sich die Tür einer Taverne öffnete und zwei Männer auf die Straße stolperten. Eilig zog er sich zurück, verschwand im Nebel jenseits der nächsten Gaslaterne, nichts weiter als ein flüchtiger Schatten.

Komm schon, dachte er und sah zu, wie das Mädchen mit den Männern flirtete. *Lass die Idioten stehen*. Er hasste die Warterei, hasste den nagenden Hunger, der an seinen Ein-

geweiden fraß. Er musste ihn endlich stillen. Einen Moment lang schloss er die Augen und versuchte, sich an jene Zeit zu erinnern, als er seinem Verlangen nicht hilflos ausgeliefert gewesen war, dieser unendlichen Begierde, die ihn inzwischen vollkommen beherrschte. Damals war er ein glücklicher Mensch gewesen ... aber stimmte das? Irgendetwas war damals passiert; etwas, das er unbedingt vergessen wollte. Er warf einen Blick über die Schulter.

Er wusste, dass er selbst gejagt wurde, von Kreaturen, die hervorragende Jäger waren. Kreaturen, die ihn tot sehen wollten. Er war das Produkt eines fehlgeschlagenen Experiments, ein Ausgestoßener, der beseitigt werden musste. Trotzdem war er nicht geflohen. Er musste seine Begierde stillen. Sie hatten ihn zu dem gemacht, was er war, und eines Tages würden sie dafür bezahlen. Aber nicht heute. Er war selbst auf der Jagd. Und deswegen musste er sich im Verborgenen halten.

Als eine Kutsche vorbeirattete, zog er sich noch weiter in die Schatten zurück. Nicht dass er jemandem aufgefallen wäre – er war bloß ein leicht heruntergekommener Gentleman, der sich ein wenig die Beine vertrat, vielleicht auf der Suche nach weiblicher Gesellschaft. Trotzdem blieb er auf der Hut; für ihn ging es ums Überleben.

Die Frau stieß einen Fluch in Richtung der beiden Kerle aus und setzte ihren Weg fort, im fahlen Schein der Gaslaternen die Flower Street hinunter. Er kam ihr näher und näher. Nun hatte er sie genau im Blick. Er konnte sie beinahe schmecken; ein feines Lächeln umspielte seine Lippen: Sie war ihm ausgeliefert. Er kannte jeden noch so versteckten Winkel dieses düsteren, unübersichtlichen Viertels, in dem sich die Häuser über die Straßen neigten wie Betrunkenen über einen Tresen. Er war ganz dicht hinter ihr; seine Absätze glitten fast lautlos über das Pflaster, während er seine behandschuhte Hand nach ihr ausstreckte ...

»Passen Sie doch auf! Oh, werter Herr! Suchen Sie vielleicht nach einer Lady, die Ihnen den Abend versüßen könnte?«

Sie war jünger, als er gedacht hatte. Hübsch sogar, wenn auch ziemlich verlebt. Du liebe Güte, das Mädchen sah aus wie ... sie. Zweifel keimten in ihm auf. Was er vorhatte, war falsch, nicht wahr? Oder doch nicht? Auf einmal war er sich nicht mehr sicher. Sein Verlangen war zur Droge geworden, zu einer Notwendigkeit, die er schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr infrage gestellt hatte.

Das Mädchen hatte sein Zögern bemerkt. Offenbar nahm sie an, dass er ein schlechtes Gewissen hatte, vielleicht wegen einer Ehefrau oder Verlobten, die allein zu Hause saß.

»Mach dir keine Sorgen, Schätzchen«, sagte sie. »Ist doch nichts dabei. Nächsten Sonntag sprichst du ein paar Ave Marias, dann ist alles wieder gut.«

Er wich abrupt zurück, als sie nach seinem Jackenaufschlag griff.

»Na, nicht so schüchtern«, sagte das Mädchen. »Für 'nen Schilling hast du ein neues Liebchen.«

Ein Schilling? Ein Mädchen in diesem Viertel konnte froh sein, wenn sie zwei Pence bekam. Sie versuchte, ihn auszutricksen, zu manipulieren, genauso wie alle anderen, die ihm über den Weg liefen. Er spürte, wie der Zorn wieder in ihm aufzuwallen begann – diese blinde, gnadenlose Wut, die er nicht kontrollieren konnte, diese Wut, die ihn dazu brachte, all diese schrecklichen Dinge zu tun. Das Mädchen sah, wie sich seine Züge verhärteten, und zuckte mit den Schultern.

»Schon gut, schon gut.« Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Na ja, kannst 'nem Mädchen ja schlecht verübeln, dass sie's mal versucht, was? Weißt wohl nicht, wo du hin sollst, wie?«

Er holte tief Luft, versuchte, sich wieder in den Griff zu bekommen – nicht jetzt, nicht hier. Er schüttelte den Kopf.

»Nee, ein netter Gentleman wie du steigt sonst bestimmt nicht in so 'ner Gegend ab, stimmt's?« Sie gab ein gackern-des Lachen von sich. »Keine Sorge, ich kenn ein hübsches Plätzchen, wird dir gefallen.«

Sie lockte ihn mit dem Zeigefinger, und er folgte ihr, zu-erst in eine enge gepflasterte Gasse, dann durch ein Tor in einen Hof, in dem sich Kisten und irgendwelches Gerümpel stapelten. Perfekt. Hier würde sie niemand sehen. Endlich konnte die Dunkelheit aus seinem Innern dringen. Niemand würde etwas mitbekommen. Erst später würden sie sehen, was er angerichtet hatte – alle, *alle* würden es sehen. Er packte sie, zog sie in die Schatten.

»Du gehst aber ran!«, lachte das Mädchen und lehnte sich betont aufreizend an die Hausmauer. »Na, dann komm schon.«

»Ich habe versucht, es zu unterdrücken«, flüsterte er und drängte sie an die Hauswand. »Aber es ist einfach zu stark.«

»Schon in Ordnung, Süßer«, erwiderte sie, doch er hörte das Beben in ihrer Stimme. »Bei mir musst du dich nicht verstellen.«

Sie zuckte leicht zusammen, als sich seine Hände um ihren Hals legten.

»Oh, so magst du's also?« Sie lächelte. »Du bist ja ein ganz Schlimmer. Wie heißt du überhaupt?«

Einen Augenblick lang hielt er inne. Wer war er eigentlich? Hatte er überhaupt einen Namen? Es war so lange her, dass sie seinen Namen gerufen hatte, so lange her, seit er eins mit sich selbst gewesen war. Nun war er ein Teil des Dunkels, eins mit den Schatten und dem Nebel, verschmolzen mit den finsternen Straßen rings um ihn.

»Wie ich heiße?«, flüsterte er, während er ihren Kopf nach

hinten bog, sodass ihre Kehle aufblitzte. Er fühlte sich allmächtig, unbesiegbar. Das Verlangen überwältigte ihn, drohte ihn zu verschlingen. Er beugte sich über sie, spürte ihre Wärme, sog ihren Duft tief in seine Lungen. Dann hauchten seine Lippen einen letzten Kuss über ihre Haut.

»Nenn mich einfach ... Jack.«

Teil eins



Erstes Kapitel

NORDLONDON, 13. FEBRUAR, GEGENWART



Es dämmerte bereits, als April zum Friedhof ging. Es war einer dieser strahlenden, frischen Wintertage, und während die Sonne allmählich hinter den Bäumen verschwand, fielen lange Schatten über die Swain's Lane. April zog ihren Mantel enger um sich und marschierte zum Friedhofseingang. Es lag nicht nur an der Kälte. Sie hasste es, am Gebäude der Friedhofsverwaltung vorbeizugehen und in die mitleidig lächelnden Gesichter zu sehen. Auf dem Friedhof von Highgate lagen 150 000 Seelen begraben; die meisten Toten waren längst vergessen, ihre Grabsteine und Namen von Moos und Unkraut überwuchert. Niemand kam hierher, um sie zu besuchen, bis auf vereinzelte Touristen, die die düstere Pracht der Grabmäler besichtigen wollten.

Aber April Dunne war aus einem anderen Grund hier. Ihr Vater war William Dunne gewesen, der bekannte Journalist und Autor etlicher Bücher über übersinnliche Phänomene, einer der ganz wenigen Menschen, dessen sterbliche Überreste in den letzten Jahren auf dem Friedhof von Highgate beerdigt worden waren. Er lag in der Familiengruft der Dunnes, die sich auf halber Höhe auf einem steilen Hügel im Westteil des Friedhofs befand. Und das machte April in gewisser Weise zu einer Berühmtheit hier. Sie war die einzige Trauernde, die auf dem Friedhof ein Familiengrab besuchte. Auch sonst hatte sie durchaus Berühmtheit erlangt. Sie war das arme Mädchen, das auf genau diesem Friedhof vor

nicht allzu langer Zeit Zeugin eines Mordes geworden war, und wenige Wochen später hatte sie auch noch mit ansehen müssen, wie ihr Vater mit zeretzter Kehle auf dem Teppich in der Diele verblutet war – weiß Gott grauenhaft genug für eine Sechzehnjährige, doch April wäre um ein Haar sogar selbst ums Leben gekommen. Nur einen Steinwurf entfernt, im Ostteil des Friedhofs, hatte ein Verrückter versucht, ihr den Arm abzureißen, sie halb erdrosselt und zum Sterben an einem zerbröckelnden Grabstein zurückgelassen. April Dunne war das Mädchen, das der Tod offenbar nicht in Ruhe lassen konnte.

Vielleicht wird das eines Tages auf meinem Grabstein stehen, dachte April, hastete durch die eisernen Torflügel und winkte Miss Leicester zu, der grauhaarigen Friedhofsvorsteherin. Zumindest würde Miss Leicester nicht versuchen, sie in ein Plauderstündchen zu verwickeln oder sie mit Mitleidsbekundungen zu behelligen. Sie schien sich nie von ihrem Platz hinter dem Schreibtisch in der umgebauten Kapelle fortzubewegen, und anscheinend lächelte sie auch nie. Was April nur recht war: Sie kam fast jeden Tag hierher, seit sie eine Woche zuvor aus dem Krankenhaus entlassen worden war, und brauchte niemanden, der ihr dumme Fragen stellte.

Miss Leicester nickte kaum merklich und warf demonstrativ einen Blick auf die große Uhr an der Wand. Der Friedhof schloss Punkt fünf Uhr, und wehe dem, der bis dahin nicht das Gelände verlassen hatte. April erschauerte bei der Vorstellung, von Miss Leicester einen Anschiss zu bekommen; außerdem hatte sie keinerlei Verlangen, sich nach Einbruch der Dunkelheit noch auf dem Friedhof aufzuhalten.

Auf dem Weg die Treppe hinauf bemerkte April plötzlich, wie schön es hier war. Nein, schön war nicht ganz das richtige Wort, dafür war die Atmosphäre zu schwermütig, zu traurig. Der Friedhof wirkte *erhaben*, wie ein einst eben-

mäßiges Gesicht, das Falten bekommen hatte, oder ein altes Haus voller Geheimnisse. Aber er war nicht unheimlich, jedenfalls nicht bei Tageslicht, und selbst im Dunkel ... April erinnerte sich noch gut an den romantischen Abend, an dem sie mit einem mysteriösen Jungen, den sie kaum kannte, Hand in Hand im Mondschein zwischen den Gräbern herumspaziert war. Lächelnd lief sie den gewundenen Pfad zur Familiengruft hinauf. An die gemeißelten Gesichter der Engelsstatuen, an denen sie vorbeikam, hatte sie sich immer noch nicht gewöhnt. Im schwindenden Tageslicht wirkte es, als registriere man Gesichter und Gestalten aus den Augenwinkeln, die sofort wieder verschwunden waren, sobald man genauer hinsah.

»Hör auf, dir wegen jedem Schatten in die Hose zu machen«, sagte sie leise. »Alle, die hier liegen, sind längst tot.«

Als würde mir das helfen, dachte sie. Als sie sich nach links wandte, sah sie zwischen den Bäumen die südliche Skyline von London. In den hoch aufragenden Gebäuden gingen gerade die Lichter an. Das Panorama wirkte wie eine Fata Morgana – ein Trugbild, auf das man ewig zugehen konnte, ohne es je zu erreichen.

Die Zivilisation schien Lichtjahre entfernt.

April kramte ihr Handy hervor und checkte ihre Nachrichten – eine reiner Reflex, hervorgerufen von dem Bedürfnis, nicht allein sein zu wollen. Auf dem Display erschien ein Foto: ihre beste Freundin Fiona und ihre neue Freundin Caro, die beiden Mädchen, die ihr geholfen hatten, halbwegs bei Verstand zu bleiben, seit sie vor einem Jahr nach Highgate gezogen war. Sie hielten sich im Arm und schnitten Grimassen in die Kamera. April lächelte, doch gleichzeitig überkam sie ein Hauch von Traurigkeit, als sie sich daran erinnerte, dass der Schnappschuss von der Beerdigung ihres Vater stammte. Es war toll, Freunde zu haben und zu wissen,

dass es Menschen gab, auf die man zählen konnte, doch beim Anblick des Fotos fühlte sie sich nur noch einsamer.

Tja, so sieht's aus, wenn man von blutrünstigen Killern gejagt wird, dachte sie. Man weiß nie, mit wem man es wirklich zu tun hat.

Unwillkürlich griff sie sich an die Kehle, wo immer noch die Spuren von Marcus' Würgegriff zu sehen waren. Marcus Brent, den sie für einen ganz normalen Mitschüler gehalten hatte, der aber ein Vampir übelster Sorte gewesen war. Er hatte versucht, sie zu töten, und gemessen daran, dass er wie von Sinnen auf sie losgegangen war, hatte sie sich wieder recht gut erholt. Nach zwei Monaten Krankenhausaufenthalt und intensiver Physiotherapie war ihr Arm wieder voll funktionstüchtig. Nur eine lange, wulstige Narbe erinnerte noch an die grauenhafte Attacke, doch nichts konnte die Erinnerung an die mörderischen Fänge auslöschen, die sie um ein Haar das Leben gekostet hätten. Keine Medizin der Welt ließ einen so etwas vergessen.

Gedankenverloren stolperte sie fast in die Familiengruft der Dunnes, ein massives Steingebäude am Südrand des Wegs. Zuerst hatte ihr die Vorstellung, dass ihr Vater nicht unter der Erde lag, gar nicht gefallen; irgendwie kam es ihr falsch vor. Doch nachdem sie die letzte Ruhestätte ihres Vaters einige Male besucht hatte, musste sie zugeben, dass es ihr so sogar lieber war, als wenn er knapp zwei Meter unter der Erde gelegen hätte. War man erst mal begraben, spielte es im Grunde sowieso keine Rolle mehr, oder? Keine Chance mehr, sich den Weg mit Zähnen und Klauen nach oben zu graben. Doch hier hatte sie oft das Gefühl, als würde ihr Dad gleich vor ihr stehen, sobald sie das eiserne Tor geöffnet hatte, genauso, wie sie sich an ihn erinnerte: ein netter, freundlicher Mann, der darüber nachgrübelte, ob es Meerjungfrauen wirklich gab oder die Pyramiden in Wahrheit gebaut wor-

den waren, um Außerirdischen bei der Landung zu helfen. Sie trat an die Stufen, ging auf die Knie, nahm die verwelkten Blumen aus der Vase und ersetzte sie durch einen kleinen Strauß Margeriten, den sie mitgebracht hatte.

»Hi, Daddy«, sagte sie leise. »Wie geht's so?«

Sie kam jeden Tag hierher, um mit ihrem Vater zu reden. Sie erzählte ihm, was sie erlebt hatte, was in den Nachrichten gebracht worden war – das Neueste vom Tage, als würden sie bei einer Tasse Tee in der Küche sitzen.

»Heute habe ich mich schon wieder mit Mum gestritten«, sagte sie. »Ab morgen gehe ich wieder nach Ravenwood, und sie meinte, ich soll vorher unbedingt zum Friseur. Du liebe Güte, glaubt sie wirklich, es wäre wichtig, wie ich in der Schule herumlaufe? Nach allem, was passiert ist? Ja, ich weiß, sie ist nun mal, wie sie ist, aber manchmal kann ich sie einfach nicht ausstehen ...«

April stellte sich vor, wie ihr Vater hinter der Tür saß, ihr lächelnd zuhörte und nickte. *Auch eine Art Therapie*, dachte sie. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, sich einer richtigen Therapie zu unterziehen. So einer, bei der man auf einem Ledersofa lag und sich seine Probleme vom Herzen redete. Ja, sie hatte weiß Gott genug Probleme. Aber bei einer Therapie ging es doch vor allem darum, dem Psychologen gegenüber so ehrlich wie möglich zu sein. Und das konnte sie beim besten Willen nicht. Lächelnd malte sie sich aus, wie das Gespräch verlaufen würde:

Na ja, Doktor, der ganze Wahnsinn fing an, als ich herausgefunden habe, dass es in Highgate nur so von Vampiren wimmelt, und an meiner Schule auch. Und dann stellte sich heraus, dass Gabriel – ein Junge, in den ich mich verliebt hatte – ebenfalls ein Vampir war. Ja, es gibt Vampire, sie sind überall! Nein, ich brauche keine Medikamente.

Gabriel. Ein leiser Schauer überlief sie beim Gedanken

an ihn, an seine hochgewachsene Statur, die kräftigen Schultern und die dunklen, eindringlichen Augen. Der Inbegriff eines Herzensbrechers. Lange hatte sie nicht wahrhaben wollen, dass Gabriel wirklich ein Vampir war, ein Untoter, ein eiskalter, blutsaugender Killer; erst als sie ihm ein Messer in den Bauch gerammt und sich die Wunde vor ihren Augen wieder geschlossen hatte. Es schien, als hätten schon immer Vampire unter den Menschen gelebt, infiziert mit einer Krankheit, mit der sie einerseits am Rand des Todes dahinvegetierten, die ihnen andererseits aber eine Art ewiges Leben verlieh. Deshalb alterten sie nicht und deshalb sahen sie auch so gut aus. Und Gabriel hatte verdammt gut ausgesehen. Der absolute Wahnsinn. Ein flaes Gefühl breitete sich in ihrer Magengrube aus, als ihr auffiel, dass sie in der Vergangenheitsform von ihm sprach. Weil Gabriel im Sterben lag – und sie war schuld daran. Sie hatte ihn mit einer Art vampirischem Anti-Virus angesteckt, den sie in sich trug, und wenn sie kein Gegenmittel fanden, würde er über kurz oder lang sterben.

»Oh Gott, was für ein Chaos«, flüsterte sie, aber eigentlich war das noch untertrieben. Die Vampire rekrutierten neue Anhänger an ihrer Schule, hatten ihren Vater ermordet, und nun sah auch noch der Junge, den sie liebte, einem grauenvollen, schmerzhaften Tod entgegen – und sie hatte niemanden, mit dem sie darüber sprechen konnte. Gabriel war mit seinen eigenen Problemen beschäftigt – wahrscheinlich blieben ihm nur noch ein paar Tage –, abgesehen davon verschwendeten sie nicht viel Zeit mit Reden, wenn sie sich nach Einbruch der Dunkelheit heimlich trafen. Tja, wer also blieb übrig? Ihre Mutter schien sich mehr darum zu sorgen, ob ihre Haare richtig saßen, und selbst ihre besten Freundinnen Fee und Caro hatten schon Party mit den Vampir-Girls gemacht, die sie die Blutsaugerinnen nannten. Konnte

sie den beiden überhaupt noch trauen? Deshalb saß sie jetzt hier, auf den kalten Steinstufen, und sprach mit einem Toten. Und morgen war auch noch ihr siebzehnter Geburtstag.

»Verdammt«, flüsterte sie, als sie bemerkte, dass sie zu weinen begonnen hatte. »Nicht schon wieder.« Sie wischte sich die Tränen ab. »Tut mir leid, Daddy.«

Sie wusste, dass sie sich nicht zu entschuldigen brauchte. William Dunne wäre begeistert gewesen, hätte sie ihm davon erzählt, dass in unmittelbarer Nachbarschaft echte Vampire lebten. Und darüber hinaus hätte *er* ihr geglaubt. Er hätte sie in den Arm genommen und gesagt: Das schauen wir uns mal genauer an. Er war so ein wunderbarer Dad. Ein so wunderbarer Dad *gewesen*.

Bis ihm jemand die Kehle herausgerissen hatte.

Wütend schüttelte sie den Kopf. In letzter Zeit passierte es ihr ständig, dass sie Stimmen zu hören glaubte; es war, als würde sich ein selbstzerstörerischer Teil ihres Ichs melden, um sie zu verhöhnen. Oder hatte tatsächlich jemand etwas gesagt? Sie wandte den Kopf. Niemand da. Natürlich nicht. Du lieber Himmel, allmählich bekam sie Verfolgungswahn.

Wirklich? Tatsache war, dass die Vampire hinter ihr her waren, oder zumindest hinter ihr her sein würden, sobald sich herumgesprochen hatte, was es mit ihr auf sich hatte. Denn April Dunne war eine Furie. So nannten die Vamps diejenigen, die das Anti-Virus im Blut hatten. Und wenn sie ihr Geheimnis erst gelüftet hatten, würden sie nicht eher ruhen, bis sie ein für aller Mal vom Erdboden verschwunden war. Sie holte tief Luft, nahm eine der Margeriten und pflückte eine Blüte nach der anderen ab, während sie mit ihrem Vater sprach.

»Ich will nicht zurück nach Ravenwood, Daddy«, sagte sie. »Mir graut sogar davor. Alle meinen, es würde mir helfen, wenn alles wieder seinen gewohnten Gang geht, aber

ich weiß nicht, ob ich das überhaupt will. So viele seltsame Dinge sind passiert, seit wir nach Highgate gezogen sind, und ich kann all das nicht einfach so unter den Teppich kehren. Solange ich nicht weiß, was wirklich hinter deinem Tod steckt, kann ich nicht weiterleben wie zuvor. Und Gabriel ...«

Was war das?

Abrupt stand April auf und blickte sich um.

Sie war sich hundertprozentig sicher, ein Lachen gehört zu haben.

»Wer ist da?«, sagte sie so ruhig, wie sie nur konnte. Saß da jemand in den Büschen, der ihr zugehört hatte? Spottete jemand über sie?

Aber um diese Zeit hielt sich doch kein Mensch mehr auf dem Friedhof auf. Oder?

»Ist da jemand?«

Da war es wieder: ein Kichern, und es klang alles andere als harmlos. Sondern durch und durch böseartig. Aber woher kam es? Aus den Bäumen? Oder sogar aus der Gruft?

»Hallo?«, flüsterte sie atemlos, und dann drang urplötzlich richtiges Gelächter an ihre Ohren. Die Wände warfen das Echo zurück. Sie wirbelte herum, ließ den Blick über die Bäume schweifen, doch im Dämmerlicht wirkte jede Statue, jeder Busch wie eine kauernde Gestalt, die zum Sprung ansetzte. Im selben Moment erinnerte sie sich an jene grauenvolle Nacht im Schnee, als Marcus Brent versucht hatte, ihr jeden einzelnen Knochen zu brechen, ehe er sie halb erdrosselt hatte.

»Wer ist da?«, rief sie noch einmal.

Und dann bemerkte sie eine dunkle Gestalt hinter einem Grabkreuz. Sie stand einfach nur da, wie eine Statue. *War* eine Statue? Oder ein Vampir?

Du bist die Nächste.

Diesen Satz hatte sie sich ganz bestimmt nicht eingebildet. Es war eine Flüsterstimme, aus der blanker Hass sprach.

Nichts wie weg, dachte sie. Sie ließ die Blume fallen und rannte los, sprintete den Weg hinunter, so schnell sie nur konnte. Alles um sie herum verschwamm, und die Engel und Statuen schienen sich zu ihr herabzubeugen und nach ihr zu greifen. Als sie um die nächste Ecke bog, rutschte sie auf ein paar Blättern aus und wäre um ein Haar zu Boden gegangen. Sie stieß sich den Arm an einem Grabstein und rieb sich den Ellbogen.

Mist! Los, lauf! Sie wagte nicht, einen Blick hinter sich zu werfen. Dann hatte sie die Treppe erreicht und hetzte sie, immer drei Stufen auf einmal nehmend, hinunter, lief über den Friedhofsvorplatz und durch das Tor auf die Swain's Lane. Gerade als sie dachte, sie sei in Sicherheit, trat ihr eine dunkle Gestalt in den Weg, breitete die Arme aus und packte sie. Sie wollte einen Schrei ausstoßen, doch sie war so außer Atem, dass sie nicht mal Luft holen konnte.

»Hey, hey! Krieg dich wieder ein!«, sagte eine vertraute Stimme. »Was ist denn?«

Sie sah auf. Gabriel! Es war Gabriel!

»Oh, Gott sei Dank.« Schwer atmend schlang sie die Arme um ihn und hielt ihn fest. »Gut, dass du es bist.«

»Klar bin ich's«, erwiderte er amüsiert.

April trat einen Schritt zurück und schlug ihn auf den Arm.

»He! Was ist denn jetzt los?«

»Du hast mich fast zu Tode erschreckt! Ich dachte, du wärst ...« – sie warf einen Blick über die Schulter – »... einer von *ihnen*. Die waren hinter mir her!«

Seine Augen verengten sich zu Schlitzern, während er durch das Eisentor und den dunklen Weg hinauf sah.

»Was ist passiert?«

»Ich habe Stimmen gehört. Als ich oben bei ... bei meinem Vater war. Und dann habe ich auch etwas gesehen.«

Gabriel musterte sie prüfend.

»Gesehen? Was genau?«

»Da stand jemand hinter einem der Gräber. Glaube ich zumindest.«

»Und er hat mit dir gesprochen?«

»Nicht so, wie du denkst. Er hat gelacht, und dann habe ich dieses gemeine Flüstern gehört...« Sie merkte selbst, dass sie wenig überzeugend klang. »Es war grauenhaft.«

Er hielt inne und sah erneut zum Tor hinüber.

»Bist du sicher, dass es nicht der Friedhofsgärtner war?«

»Ich *habe* jemanden gehört«, gab sie zurück.

Er musterte sie erneut, ehe er den Blick wieder auf den dunklen Weg richtete. »Warte hier. Das sehe ich mir mal genauer an.«

»Oh, nein.« April hielt ihn fest. »Du kannst mich nicht allein lassen.«

Ihm schien etwas auf der Zunge zu liegen, doch dann zog er sie nur fest an sich.

»Ich werde nie zulassen, dass dir jemand etwas antut.« Er sah ihr tief in die Augen. »Hast du mich verstanden?«

April war durchaus bewusst, dass eine ganze Generation von Feministinnen nur den Kopf über sie geschüttelt hätte, doch sie lächelte Gabriel bewundernd an. *Er ist so süß, wenn er einen auf Macho macht.*

»Okay, Ironman«, sagte sie. »Aber jetzt lass uns gehen, nur für alle Fälle, okay?«

»Na gut«, erwiderte er, nahm sie beschützend in den Arm und ging mit ihr die Swain's Lane hinauf. Sein Tonfall war ruhig, doch spürte sie seine Anspannung, während er durch die schwarzen Gitterzäune des Friedhofs spähte und Ausschau nach dem Feind hielt. Nach Kreaturen wie ihm selbst.

»Hör zu«, sagte er. »Ich weiß, dass du deinen Dad lieber

allein besuchst, aber vielleicht sollte ich dich das nächste Mal doch lieber begleiten. Außerdem wär es wohl besser, wenn wir bei Tageslicht herkommen.«

»Hey, ich dachte, die Tageszeit wäre euch Blutsaugern egal.«

Gabriel warf ihr einen genervten Blick zu, während April ein leichtes Schuldgefühl beschlich. Sie wusste, dass er es hasste, wenn sie über Vampire sprach, als handle es sich um eine Spezies aus dem Zoo.

»Stimmt, Vampire töten notfalls auch am Tag«, antwortete er. »Aber wahrscheinlicher ist, dass sie im Dunkeln attackieren. Einfach, weil es leichter ist.«

»Das beruhigt mich jetzt aber«, sagte sie. Obwohl es ihr nun, da sie mit Gabriel unterwegs war, tatsächlich so vorkam, als hätte sie sich die Stimmen und die Gestalten auf dem Friedhof nur eingebildet.

Er drückte sie fest an sich. »Mach dir keine Sorgen. Ich habe ein Auge auf dich.«

»Ich weiß. Aber ich glaube nicht, dass Miss Leicester sehr begeistert wäre, wenn sie wüsste, dass wir zu zweit hier sind. Sie würde bestimmt denken, wir wollten irgendwelche schlimmen Dinge anstellen.«

Gabriel hob ihr Kinn an und küsste sie sanft.

»Tja, und da hätte sie vielleicht sogar recht.«

April kicherte und erwiderte seinen Kuss, während sie die Hände in Gabriels Manteltaschen gleiten ließ. Doch die Intensität ihres Kusses währte nur zwei Sekunden. Sie ertastete seine Knochen durch den Mantel. Er hatte stark an Gewicht verloren, und all die Kraft und Vitalität, die ihn noch vor wenigen Wochen ausgezeichnet hatten, schien aus ihm gewichen zu sein. Hätte sie jedoch nicht gewusst, dass er krank war, hätte sie kaum etwas bemerkt. Seine Haut wirkte ein wenig fahl, und unter seinen Augen lagen leicht dunkle Ringe,

aber ein Fremder hätte wohl gedacht, dass Gabriel bloß ein bisschen müde war. Doch April wusste es besser.

Lieber Gott, bitte lass ihn nicht sterben, dachte sie, während sie ihm in die Augen sah. *Wenigstens jetzt noch nicht.*

April hatte versprochen, ihn nicht mit ihren Sorgen über seinen Gesundheitszustand zu nerven, doch es fiel ihr schwer, insbesondere weil ihr nur allzu bewusst war, dass sie für seine schlechte Verfassung verantwortlich war.

»Und? Wie geht's dir so, alter Mann?«, versuchte sie zu witzeln.

Er lächelte. »Alles in Ordnung, April. Ich weiß, du glaubst, ich würde jede Sekunde zusammenklappen, aber mir geht's gut. Ich habe zwar Schmerzen, aber das bedeutet ja nur, wieder ein Mensch zu sein.«

»Bist du sicher? Ich muss dauernd an Milo denken.«

Milo war ein Junge, den sie auf einer Party geküsst hatte, bevor sie wusste, dass sie das Furien-Virus in sich trug.

»Ich habe ihn nur einmal geküsst, aber da wusste ich ja nicht, dass er ein Vampir ist. Und dieses Furien-Virus oder was immer es sein mag, das ich in mir trage, hat ihn innerhalb weniger Wochen umgebracht, Gabe. Der Gedanke, dass es dir genauso ergehen könnte, ist absolut unerträglich.«

»Tja, vielleicht bin ich ja stärker als Milo«, erwiderte Gabriel. »Sieht jedenfalls so aus, als würde das Virus nicht so leicht mit mir fertig. Da ich dich bestimmt öfter geküsst habe als er – hoffe ich zumindest –, bin ich dem Virus ja auch mehr ausgesetzt gewesen, oder?«

April runzelte die Stirn.

»Hör auf, Scherze darüber zu machen«, sagte sie. »Die Sache ist ernst.«

Er strich ihr zärtlich durchs Haar.

»Ich weiß, April. Ich muss schließlich damit leben, nicht wahr? Ich sage ja bloß, dass wir nicht genau wissen, wie sich

mein Zustand weiterentwickeln wird. Manche Menschen leben jahrelang mit Lungenkrebs, während andere schon nach ein paar Wochen ins Gras beißen.«

»Glaubst du, dass mich das beruhigt?«, gab sie zurück.

»Tja, wie soll ich es dir beweisen?« Er fasste sie an den Händen und schwang sie in einer verrückten Walzer-Parodie um sich herum. »Ein Todkranker könnte bestimmt nicht so tanzen, oder?«

»He, Schluss damit! Mir wird schwindelig!« Lachend schlang sie die Arme um seinen Nacken. Ein wohliger Schauer überlief sie, als sie sich erneut küssten und sie seine warmen Lippen schmeckte. *Oh, wie mir das fehlen wird*, dachte sie. *Ich werde dich über alles vermissen*. Die grausame Ironie des Schicksals lag darin, dass derselbe Kuss, der sie so zart vereinte, ihr den Geliebten am Ende nehmen würde, wenn es ihnen nicht gelang, ein Heilmittel zu finden. Tatsächlich gab es eines: ein Elixier namens Drachenhauch, dessen Rezept sich in einem geheimen Buch namens Liber Albus befand. Mit diesem Elixier ließ sich die Auswirkung des Furien-Virus auf das Immunsystem bei Vampiren wieder rückgängig machen ... und damit würde Gabriel wieder im Vollbesitz seiner vampirischen Kräfte sein. Keine ideale Lösung, aber wenigstens würde er nicht sterben. Das Problem war nur, dass das Liber Albus – vom Drachenhauch ganz zu schweigen – eine Legende war: Tagelang hatte sie das Internet durchforstet und nicht einmal den allerkleinsten Hinweis gefunden. Es schien nicht zu existieren. Und dann war da noch eine andere Sache: Wo sich das geheimnisvolle Buch auch immer befinden mochte, sie war sich nicht sicher, ob Gabriel wirklich wollte, dass sie das Buch fand. Sie hatte mehrmals versucht, mit ihm darüber zu sprechen, doch er hatte stets das Thema gewechselt oder sie einfach nur in die Arme genommen und geküsst – worauf sie dann prompt vergessen hatte, worüber

sie mit ihm hatte reden wollen. Womöglich war es nur wieder die Paranoia, die sie schon vorhin gepackt hatte, doch plötzlich schrillten erneut ihre Alarmglocken: Es war fast, als wolle er *verhindern*, dass sie das Buch fand.

»Gabriel, darf ich dich mal was fragen?«

»Na klar. Ich weiß nur nicht, ob ich die Frage auch beantworten kann.«

»Weißt du irgendwas über das Liber Albus?«

»Du meinst, was drinsteht?«

»Nein ... eher, wo es sich befinden könnte.«

Er schüttelte den Kopf. »Dann hätte ich es dir bestimmt erzählt, oder?«

»Hmm.« Sie drückte seine Hand. »Ehrlich gesagt bin ich mir da nicht so sicher.«

Seit sie sich vor all den Wochen auf dem verschneiten Rasen beim Winterball geküsst hatten, schien sich Gabriel irgendwie verändert zu haben. Es kam ihr vor, als würde ihm die Aussicht auf seinen baldigen Tod sogar gefallen.

»Willst du denn nicht wieder gesund werden?«

»Doch, natürlich.« Aber es entging ihr nicht, dass er ihr dabei nicht in die Augen sah.

»Gabriel ...«

Sanft strich er ihr über die Wange.

»Ich weiß, du willst mir nur helfen, aber stell dir mal meine Lage vor. Ich verliere dich in jedem Fall, egal, was ich unternehme. Wenn ich sterbe, kann ich nicht mit dir zusammen sein, und wenn ich wieder zum Vampir werde, gibt es ebenfalls keine Zukunft für uns. Und wenn ich darüber nachdenke, wäre ich eigentlich lieber gleich tot.«

»Nein, Gabriel!«, platzte sie heraus. »Das darfst du nicht sagen!«

Seine Züge verhärteten sich.

»April, ich weiß, wie schwer das für dich zu verstehen sein

muss. Aber denk doch mal drüber nach, worum du mich bittest. Du verlangst von mir, ein Monster zu werden. Ich weiß, dass ich sterben werde, und der Gedanke, dich zu verlieren, tut mir weh, aber ... Du weißt nicht, was es bedeutet, Gefangener des Dunkels, ein Sklave seiner Begierden zu sein.«

In seinem Blick spiegelte sich etwas, das April noch nie in seinen Augen gesehen hatte: Angst. Aber es war keine Angst vor dem Tod oder vor Schmerzen. Sondern Angst davor, wieder zum Vampir zu werden.

»Das tut mir leid.«

»Es ist, als wäre man in einem Tunnel eingeschlossen«, fuhr er leise fort. »Man denkt pausenlos nur an frisches Blut. Jeder, der einem über den Weg läuft, ist ein potenzielles Opfer. Tagein, tagaus denkt man an nichts anderes. Ich muss nur jemanden im Fernsehen sehen, und schon kann ich das Blut förmlich schmecken, das durch seine Adern fließt.« Er hielt einen Moment lang inne. »Es ist die Hölle, April, und ich meine es ernst. Jeder einzelne Tag war die Hölle, bis dein Kuss mich erlöst hat. Und jetzt verlangst du von mir, dass ich in mein früheres Dasein zurückkehre.«

Sie zog ihn enger an sich.

»Aber das ist die einzige Möglichkeit, wie wir zusammenbleiben können. Außerdem ist es ja nicht für immer. Wir müssen nur den Vampir finden, der dich in ein Monster verwandelt hat. Wenn uns das gelingt, können wir uns küssen bis in alle Ewigkeit.«

Er lächelte traurig.

»Ich weiß.«

Ihre Schritte wurden langsamer und langsamer, als sie den Pond Square überquerten und sich Aprils Haus näherten.

»Sehen wir uns morgen?« Sie fragte sich, ob er wusste, dass sie Geburtstag hatte. Wahrscheinlich nicht. April hatte es nicht an die große Glocke gehängt; nach allem, was ge-

schehen war, fand sie ihren Geburtstag irgendwie banal. *Ich bin schon zufrieden, wenn ich nur bei dir sein kann*, dachte sie und wandte sich ihm erneut zu. Er lächelte, legte ihr einen Finger auf die Lippen und nickte in Richtung eines Streifenwagens, der in der Nähe von Aprils Haustür parkte.

»Nicht hier, wo uns alle sehen können.«

Seit dem Angriff, bei dem sie um ein Haar ums Leben gekommen wäre, wurde ihr Haus von der Polizei observiert – zum einen, um für ihre Sicherheit zu sorgen, und zum anderen, um die Presse daran zu hindern, pausenlos an die Tür der Dunnes zu klopfen.

»Ach, der Polizei ist das doch egal.« Sie schlang die Arme um seinen Nacken.

»Und was ist mit deiner Mum?«

»Sie hätte bestimmt nichts dagegen. Sie ist nicht so altmodisch, wie du denkst.«

Er ließ den Blick über den Platz schweifen und zog sie hinter einen Baum. »Darum geht es nicht«, sagte er ernst. »Wir müssen vorsichtig sein. Niemand sollte wissen, dass wir zusammen sind. Vielleicht sollten wir uns in nächster Zeit lieber nicht so oft treffen.«

April spürte, wie sich ein Kloß in ihrer Kehle bildete.

»Warum?«, fragte sie. Wollte er etwa mit ihr Schluss machen?

»Weil ich dich schützen will. Wir wissen nicht, wie sich das Virus weiter auf meinen Gesundheitszustand auswirken wird. Wenn die anderen sehen, wie wir uns küssen, und ich dann plötzlich richtig krank werde ...«

»Aber es haben doch sowieso alle gesehen, wie du mich beim Winterball geküsst hast«, gab sie zurück.

»Ja, aber nur einmal – außerdem haben auch alle mitbekommen, wie du mich weggestoßen hast. Wir müssen Abstand halten, die Vamps glauben machen, dass ich die letzte

Person in dieser Stadt bin, mit der du dich einlassen würdest. Deshalb habe ich auch aufgepasst, dass wir uns nur treffen, wenn uns keiner beobachtet.«

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. »Aber ...«

»Nein, April«, erwiderte er. »Es geht nicht anders. Vampire sind äußerst misstrauische Kreaturen, immer auf der Hut. Wahrscheinlich ahnen einige schon, dass es hier irgendwo eine Furie gibt. Milos Tod wird den einen oder anderen ins Grübeln gebracht haben, und wenn sie eins und eins zusammengezählt haben, werden sie davon ausgehen, dass die Furie in der Schule zu finden sein muss. Und wenn alle wissen, dass wir zusammen sind und ich plötzlich krank werde, bist du die Nummer eins auf ihrer Abschussliste.«

April hätte nur allzu gern protestiert, doch ihr war klar, dass Gabriel recht hatte. Wieder berührte sie unwillkürlich die Narbe an ihrer Kehle; um ein Haar hätte das Monster sie umgebracht, und gegen mehrere Vampire auf einmal hatte sie garantiert nicht die geringste Chance. Und es war ja nur für eine Weile, oder? Bis sie sich überlegt hatten, wie sie aus dem Schlamassel wieder herauskommen sollten.

Er sah ihr an, wie sehr sie seine Worte getroffen hatten. Sanft hob er ihr Kinn an. »Hast du Angst, dass sie dir auf die Spur kommen?«

»Ich habe mehr Angst davor, dich zu verlieren.«

Er lächelte.

»Das wird nicht passieren. Wir müssen nur für eine Weile so tun, als würden wir uns nicht füreinander interessieren.«

»Aber warum? Warum sind wir überhaupt zusammen, wenn wir gar nicht wirklich zusammen sein können?«

»Warum?« Er drängte sie in den Schatten des Baums, zog sie eng an sich und küsste sie. »*Darum*. Ich hab nur gesagt, dass wir uns nicht zusammen in der Öffentlichkeit blicken lassen sollten. Sonst können wir uns sehen, wann immer wir

wollen. Du weißt doch, dass ich am liebsten nachts unterwegs bin.«

»Ich glaube nicht, dass meine Mum da mitspielt.«

Er küsste sie wieder. Seine Lippen waren weich, seine Arme stark. April wünschte, sie könnten ewig so stehen bleiben, eng umschlungen. Es musste doch möglich sein, zusammen sein zu können, wann immer sie wollten. Nur wie? Sie musste es unbedingt herausfinden.

Aprils Mutter saß in der Küche, den Kopf in die Hände gestützt. Zwischen ihren Fingern ragten blonde Strähnen hervor.

»Musst du die Haustür immer so zuknallen?«, sagte sie, ohne vom Tisch aufzusehen.

»Freut mich auch, dich zu sehen, Mum«, sagte April. Sie öffnete den Kühlschrank, nahm eine Tüte Saft heraus und knallte die Tür wieder zu.

»April!«

»Entschuldigung«, gab April zurück. »Ich wollte mir nur was zu trinken holen. Du hast dich ja auch schon bedient.«

Vor ihrer Mutter stand ein Glas mit einer dunkelroten Flüssigkeit. Eine Bloody Mary, wahrscheinlich mit mehr Wodka als Tomatensaft, wie sie Silvia einschätzte. In Gedanken nannte April ihre Mutter stets beim Vornamen. So fühlte es sich wenigstens an, als sei sie bloß eine entfernte Freundin der Familie. Der Gedanke, ewig von ihrer Mutter abhängig zu sein, war unerträglich.

»Sarkasmus ist seit jeher die niedrigste Form von Witz«, sagte Silvia und sah blinzelnd zu April auf. »Wieso bist du denn so gut gelaunt? Ich dachte, du wärst schwer deprimiert, weil du wieder zur Schule musst – du hast mir doch dauernd in den Ohren gelegen, ich würde nicht verstehen, wie schrecklich das alles für dich wäre!«

»Anscheinend kapiertest du es wirklich nicht, Mum.« Ap-

ril nippte an ihrem Saft. »Sonst würdest du dich wohl nicht so über mich lustig machen. Die Zeiten haben sich geändert, seit du so alt warst wie ich. Inzwischen gibt es sogar Autos und Telefon.«

»So alt bin ich auch wieder nicht, Schatz. Ich habe durchaus auch mal über die Stränge geschlagen.«

»Sagt Grandpa auch.«

Silvia verdrehte die Augen. »Kannst du mir mal das Paracetamol aus dem Schrank geben? Ich glaube, ich kriege Kopfschmerzen.«

»Wahrscheinlich vom Weißwein, oder?«

April reichte ihr die Packung und sah zu, wie Silvia die Tabletten herausdrückte.

»Und was machen wir morgen an deinem großen Tag?«, fragte ihre Mutter.

»Nichts. Ich will lieber gar nicht daran denken. Ohne Dad ist das alles ... Ach, du weißt schon, was ich meine.«

Silvia ergriff ihre Hand und drückte sie.

»Ja, aber wir sollten das Leben feiern, solange wir die Chance dazu haben, findest du nicht?«

April schüttelte den Kopf.

»Ehrlich, Mum, ich habe keine Lust auf ein großes Tamtam. Okay?«

Silvia hob eine Hand. »Ja, natürlich. Es ist deine Entscheidung.« Sie warf April einen Seitenblick zu. »Wo hast du dich denn heute so herumgetrieben?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen.«

April wusste nicht genau, was ihre Mutter machte, wenn sie abends noch ausging – nur dass sie meistens betrunken nach Hause kam und den halben Vormittag im Bett verbrachte. Und ein paarmal war sie überhaupt nicht nach Hause gekommen. April graute vor dem Gedanken: Ihr Vater war gerade mal ein paar Wochen tot, und sie konnte

nicht ausschließen, dass Silvia sich bereits wieder mit anderen Männern traf. Allein die Vorstellung machte sie ganz krank.

»Mich?«, sagte Silvia. »Ich habe mich mit einer Freundin getroffen, wenn du es unbedingt wissen willst. Muss ich mir dafür erst eine Erlaubnis von dir abholen? Aber weich mir nicht aus. Wo bist du gewesen?«

»Bei Dad.«

Silvia hielt einen Moment lang inne. April wusste genau, dass sie es alles andere als gern sah, wenn ihre Tochter allein zum Friedhof ging – schon gar nicht, nachdem Marcus Brent sie um ein Haar getötet hätte. Aber sie konnte April ja schlecht verbieten, das Grab ihres Vaters zu besuchen.

»Mach dir keine Sorgen.« April seufzte. »Ich passe schon auf. Außerdem würde Miss Leicester bestimmt keine finsternen Gestalten auf den Friedhof lassen.«

»Nimm das bitte nicht auf die leichte Schulter, April!«

»Tu ich doch gar nicht! Ich war mit Gabriel dort, wenn du es genau wissen willst.«

Das entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, war aber auch keine richtige Lüge. Schließlich war er am Ende ja doch noch aufgetaucht.

»Warum bringst du deinen geheimnisvollen Freund eigentlich nie mit nach Hause? Ich bin eine moderne Mutter und weiß, wie man sich als junges Mädchen fühlt ... Weißt du noch, wie ich dir das damals mit den Blüten und Bienen erklärt habe?«

»Mum!«, sagte April. »Lass das. Ich will nicht darüber reden.«

»Wieso denn nicht? Ich bin doch nicht von gestern, und ...«

»Hör auf, Mum! Und du wunderst dich, dass ich ihn nie mitbringe.«

»Ich mache mir nur Sorgen um dich. Männer können echte Mistkerle sein.«

»Aber nicht Gabriel. Er hat mir das Leben gerettet, schon vergessen?«

»Nein, natürlich nicht. Und ich hätte mich auch gern bei ihm bedankt – aber er ist ja gleich verschwunden, als du ins Krankenhaus gebracht wurdest.«

April schloss die Augen und erinnerte sich an diese Nacht. Gabriel hatte sie mit dem Kuss des Lebens gerettet – und damit sein eigenes Todesurteil unterzeichnet. Sie konnte die grausame Ironie des Schicksals immer noch nicht fassen.

»Stimmt irgendwas nicht?«

Als April die Augen öffnete, sah sie, wie ihre Mutter sie anstarrte.

»Was? Nein, nein, alles okay«, stammelte April, während sie dem Blick ihrer Mutter auswich. »Eben hast du noch gefragt, warum ich so gute Laune hätte.«

»Ich kenne dich, April«, erwiderte Silvia. »So siehst du immer aus, wenn dir etwas auf der Seele liegt. Ist irgendwas passiert? Geht es um diesen Jungen?«

»Nein, Mum. Mit ihm ist alles okay«, sagte April stirnrunzelnd. Es irritierte sie immer wieder, wie ihre Mutter binnen Sekunden zwischen banalem Geschwätz und echter elterlicher Sorge hin und her schalten konnte. Außerdem war es geradezu unheimlich, wie genau sie spürte, in welcher Stimmung April gerade war.

»Seit wann kannst du meine Gedanken lesen?«, fuhr April fort. »Oder hast du wieder in meinem Tagebuch herumgeschnüffelt?«

»Ich bitte dich. Das habe ich gar nicht nötig. Wenn irgendetwas Schlimmes passiert, ziehst du ein Gesicht wie Ophelia, als sie ins Wasser ging. In Edinburgh hast du dasselbe Gesicht gezogen, als du dich in diesen Jungen mit den

Sommersprossen verguckt hast ... Neil Stevenson, so hieß er doch, oder?«

April verschlug es fast die Sprache. Neil war ihr erster richtig großer Schwarm gewesen, doch außer ihrer Freundin Fiona hatte sie niemandem davon erzählt. Einen Moment lang war sie wie versteinert; es durfte doch wohl nicht wahr sein, dass ihre Mutter die ganze Zeit über Bescheid gewusst hatte.

»Was? Du hast davon gewusst?«

Silvia lachte. »Ich glaube, alle wussten es, sogar der arme Neil. Du bist um ihn herumgetänzelt, als würdest du im Kopf Sonette dichten. Aber mir war die ganze Zeit klar, dass du jemand Besseren finden würdest. Und dein Gabriel soll ja richtig toll aussehen.«

»Oh Gott, Mum, wie kann man nur so oberflächlich sein?«

»Ich? Und wieso sind die Wände in deinem Zimmer mit lauter süßen Jungs gepflastert? Innere Werte sind wichtig, keine Frage, aber ein Mädchen will eben Schmetterlinge im Bauch spüren, so einfach ist das.«

»Gehst du deshalb jeden Abend weg? Weil du auf Männersuche bist?«

April wusste, dass sie damit eine Grenze überschritt, aber die Vorstellung, Silvia könnte sich mit anderen Männern treffen oder gar willentlich auf Männerfang gegangen sein, obwohl ihr Dad erst kurze Zeit unter der Erde lag, machte sie stocksauer.

»April«, sagte ihre Mutter in warnendem Tonfall. »Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.«

»Oder etwa nicht? Was glaubst du eigentlich, wie ich mich fühle? Was würde Dad denken, wenn er wüsste, dass du abends schon wieder ausgehst und dich mit weiß Gott wem triffst? Nur ein paar Wochen nach seinem Tod!«

»Mich trifft das alles ebenso hart wie dich, April. Aber

zwischen deinem Vater und mir ... nun ja, wir hatten ein paar Probleme, die nicht so leicht zu lösen waren.«

»Du meinst, mit denen er sich abfinden musste.«

Silvia biss sich auf die Unterlippe, sichtlich bemüht, nicht die Fassung zu verlieren.

»Mag sein, dass du deinen Vater für einen Heiligen hältst. Aber er hatte auch seine Fehler.«

»Zum Beispiel?«

»Oh ... Er wollte doch unbedingt hierherziehen! Wären wir in Schottland geblieben, wäre all das nie passiert. Und er wäre noch am Leben!«

»Ich dachte, wir hätten keine andere Wahl gehabt.« April senkte den Blick. Sie hatte einen Brief gefunden, in dem ihrem Vater eine Stelle in Glasgow angeboten worden war. Deshalb musste sie davon ausgehen, dass er sich entschlossen hatte, nach Highgate zu ziehen, um das Geheimnis der Vampire zu ergründen. Doch das konnte sie schlecht mit ihrer Mutter besprechen.

Silvia nahm einen Schluck von ihrer Bloody Mary.

»Tja, du weißt eben nicht alles.«

April runzelte die Stirn. »Was zum Teufel soll das denn jetzt bedeuten?«

»Ein junges Mädchen muss nicht alles wissen, April«, erwiderte Silvia. »Dein Vater und ich waren zwanzig Jahre verheiratet, und es gibt Dinge, die Erwachsene für gewöhnlich nicht mit ihren Kindern diskutieren.«

April musterte ihre Mutter. Wusste sie von dem Jobangebot in Glasgow? Wusste sie Bescheid über die Ermittlungen an ihrer Schule? Nein, das war höchst unwahrscheinlich. Sie konnte es sich nicht vorstellen.

»Aber warum sind wir überhaupt nach London gezogen? Mum, ich bin kein Kind mehr. Tu nicht immer so, als könnte ich solche Dinge nicht verstehen!«

Silvia gab ein hohles Lachen von sich.

»Da sei dir mal nicht so sicher.«

»Hör auf, mich so von oben herab zu behandeln!«

»Wenn du wie eine Erwachsene behandelt werden willst, dann fang erst mal an, dich wie eine Erwachsene zu verhalten.«

»Wie meinst du das? Indem ich Wodka trinke und in Bars irgendwelche Typen aufreiße?«

»Was fällt dir ein?«, keifte Silvia und knallte ihr Glas auf den Tisch. »Geh sofort auf dein Zimmer!«

April stieß ihren Stuhl zurück.

»Keine Sorge, mir reicht's sowieso!«, sagte sie, stürmte aus der Küche, lief die Treppe hinauf und knallte ihre Zimmertür hinter sich zu. Dann warf sie sich aufs Bett und griff nach ihrem Handy. *Du lieber Himmel, diese Frau ist unerträglich!* Wie konnten sie die gleichen Gene haben? Wahrscheinlich hatte sie alles von ihrem Vater geerbt. Sie tippte Fionas Nummer ein.

»Jetzt geh schon dran, Fee«, flüsterte sie. Ihre Freundin hatte immer den richtigen Ratschlag parat; sie behielt stets die Ruhe und blieb vernünftig und besonnen, was wohl auch mit dem hässlichen Scheidungskrieg ihrer Eltern vor ein paar Jahren zu tun hatte. April stöhnte genervt, als die Mobilbox von Fees Handy ansprang.

»Hi, hier ist Fee. Du weißt, was du zu tun hast...«

April schleuderte ihr Handy quer übers Bett. Prompt prallte es gegen den Nachttisch. *Oh Scheiße*, dachte sie und krabbelte hinterher, um es wieder aufzuheben. Erleichtert stellte sie fest, dass es noch funktionierte. *Du lieber Gott, warum packt mich immer wieder diese Wut?*, dachte sie. *Liegt es daran, dass ich eine Furie bin?* Sie hatte erfahren, dass sie die natürliche Feindin aller Vampire war; ihr Blut war pures Gift für sie, und im Gegensatz zu normalen Menschen hatte sie

durchaus Chancen, im Kampf gegen die Blutsauger zu bestehen.

Ja, aber gegen was für Vampire? Gabriel hatte ihr erzählt, dass die Vampire, die als Vampire geboren wurden, weit gefährlicher waren als jene, deren Blut durch einen Vampirbiss infiziert worden war. Was, wenn sie es mit einem dieser Super-Vamps zu tun bekam? April war schließlich keine Action-Heldin; bei romantischen Komödien kamen ihr die Tränen, und sie hatte eine Heidenangst vorm Zahnarzt. Eins stand jedenfalls fest: Sie wurde immer zorniger und zorniger, seit Gabriel das Geburtsmal hinter ihrem Ohr entdeckt hatte.

Sie trat vor ihren Spiegel, strich ihr Haar zurück und versuchte, einen Blick auf das Mal zu erhaschen. Einen Augenblick lang hoffte sie, es würde gar nicht da sein, doch dann entdeckte sie es. Es sah aus wie ein leicht verschwommener Stern. Sie hatte das Internet nach Informationen abgesucht – Furien, Vampirvirus, alles Mögliche –, doch nichts gefunden außer diversen Theorien darüber, warum sich auf der osmanischen Flagge ein Stern befand. Sie wünschte, sie hätte in Geschichte besser aufgepasst; vielleicht hätte sie sich dann einen Reim darauf machen können.

Du bist ein Freak, dachte April. Und eben hast du deine Mutter noch als Schlampe beschimpft.

»Oh Gott, was habe ich bloß getan?«, wisperte April. Ihre Wangen brannten vor Scham und Verlegenheit. *Eigentlich muss ich mich sofort entschuldigen*, dachte sie, während sie sich fragte, ob sie tatsächlich so taktlos gewesen war. Als sie sich im Spiegel betrachtete, sah sie die Ringe unter ihren tief in den Höhlen liegenden Augen und ... Himmel, waren das etwa Falten auf ihrer Stirn? *Wer bist du?*, fragte sie sich und musterte ihr Spiegelbild mit zusammengekniffenen Augen. April war bewusst, dass sie sich verändert hatte – wer hätte das nicht nach all dem Wahnsinn der letzten Monate? –, doch

sie war nicht sehr erfreut über das, was sie dort sah. *Du meine Güte, wie alt ich aussehe*, dachte sie.

Sie ging ans Fenster und blickte hinaus auf den im Dunkeln liegenden Platz. Es hatte zu nieseln begonnen, und das gelbe Licht der Laternen wirkte trübe und dunstig. Gedankenverloren rieb sie sich die Narbe an ihrem Arm, während sie sich daran erinnerte, wie sie an jenem Tag von ihrem Fenster auf den Platz hinausgesehen hatte, als sie hier eingezogen waren. Es schien eine Ewigkeit her zu sein. Ihr Herzschlag setzte einen Moment lang aus, als ihr wieder einfiel, wie ihr Vater an jenem Abend ein Feuer im Kamin entfacht hatte, um es ihnen in dem alten, stickigen Haus so gemütlich wie möglich zu machen. *Oh, Dad, du fehlst mir so*, dachte sie. *Ich wäre nie so wütend auf Mum geworden, wenn du noch hier wärst.*

Im selben Augenblick nahm sie eine Bewegung auf dem Platz wahr. *Gabriel?* Nein, er war es nicht. Aber dort in den Schatten stand jemand und ließ den Blick über das Haus schweifen.

»Wer ist das?«, flüsterte sie und trat zwei Schritte zurück.

Observierte die Polizei tatsächlich ihr Haus? Sie hielt Ausschau nach dem Streifenwagen, konnte ihn aber von ihrem Fenster aus nicht sehen. Wo waren die Polizisten? Sie richtete den Blick wieder auf die dunkle Gestalt und schrak zurück. Sie war näher gekommen – und sah direkt zu ihr hinauf.

War es ein Blutsauger? Ein Polizist? Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen, da der Mann im Schatten eines Baums stand, aber sie wusste – sie war sich hundertprozentig sicher –, dass er zu ihr heraufsah.

Sie zuckte zusammen, als ihre Mutter unten eine Tür knallte. Sie hatte nur eine Sekunde den Blick abgewandt, doch als sie wieder aus dem Fenster sah, war der Platz vor dem Haus menschenleer. April stellte sich dicht ans Fenster und spähte nach links und rechts, aber der Mann war spur-

los verschwunden. *Wer zum Teufel war das gewesen?*, fragte sie sich beunruhigt. Die Kreatur, deren Stimme sie auf dem Friedhof gehört hatte? Sie setzte sich auf das Bett, doch gelang es ihr nicht, sich auch nur ansatzweise zu entspannen. Erst das Theater mit ihrer Mutter und jetzt auch noch ein unheimlicher Stalker. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie ihrer Mutter von dem Typen auf dem Platz erzählen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Eigentlich hatte sie ja gar nichts Besonderes gesehen, bloß einen Passanten auf der Straße. Und ihre Mutter war bestimmt nicht in der Stimmung für weitere Diskussionen.

Stattdessen griff sie zu ihrem Handy und wählte Gabriels Nummer, doch es kam nur eine Automatenstimme: »Dieser Anschluss ist vorübergehend nicht erreichbar.« Typisch. Wieso war nie jemand erreichbar, wenn man jemanden brauchte? Seufzend stand sie auf und trat an ihren Schrank. Sie musste überlegen, was sie morgen anziehen sollte. Tja, was war die passende Kleidung, wenn man wieder zur Schule ging, nachdem man um ein Haar von einem Irren umgebracht worden war? Sie nahm ein paar Sachen aus dem Schrank und schmiss sie aufs Bett; ihr gefiel nichts. Sie warf einen Blick zur Schlafzimmertür; in solchen Fragen war ihre Mutter eine unschlagbare Ratgeberin. Vielleicht war es doch besser, wenn sie über ihren Schatten sprang und sich dafür entschuldigte, wie sie sich aufgeführt hatte.

Sie ging zur Treppe, holte tief Luft und legte sich im Geiste eine Entschuldigung zurecht: Stress, Sorgen wegen der Schule, Sehnsucht nach Dad – klar, alles wahr, aber deshalb musste man seine Mum noch lange nicht als Schlampe beschimpfen. Am Fuß der Treppe hörte sie plötzlich Silvias Stimme. Sie telefonierte gerade.

Neugierig hielt April den Atem an und lauschte.

»Ja, und wann?«, sagte Silvia. »Das ist nicht fair.« Silvia



Mia James

Gefangene der Dämmerung

Ravenwood 2

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-47842-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Spannung und Romantik pur

Als April mit ihrer Familie in den schicken Londoner Vorort Highgate zieht, hofft sie auf ein glamouröses Leben. Doch dann kommt alles anders als gedacht: Ihr Vater fällt einem heimtückischen Mord zum Opfer, und April selbst muss feststellen, dass sie an ihrer Schule von Vampiren umgeben ist. Vampire, die durchaus nur Böses im Sinn haben. Bis auf Aprils große Liebe Gabriel. Doch Gabriel liegt im Sterben. Mit aller Macht versucht April ihn zu retten – und muss sich am Ende entscheiden: Wie hoch ist der Preis, den sie für ihre Liebe zahlen will?

 [Der Titel im Katalog](#)